

# Friedrich und die Dichter.<sup>1</sup>

von

**Paul Schlenther.**

König Friedrich der Zweite sprach französisch wie ein Franzos und nach eigenem Geständnis deutsch „wie ein Fuhrknecht“. Schon deshalb fehlte ihm das Verständnis für die deutsche Dichtkunst, die mit ihm, zum Teil durch ihn im Kampfe gegen die französischen Klassizisten emporwuchs.

Was literarische Dinge betrifft, blieb er, wie Klopstock sagt, "Fremdling im Heimischen", weil er auch gegenüber den großen Dichtungen der Vorzeit im französischen Klassizismus befangen war. Er schätzte den "polierten" Virgil höher als den „kanadisch-wilden“ Homer. Das neu entdeckte Nibelungenlied hielt er keinen Schuß Pulver wert. Rabelais und Montaigne, die der junge Goethe bewunderte und liebte, fand er langweilig und abgeschmackt. Shakespeares Stücke nannte er lächerliche Farcen, gegen alle Regeln des Theaters sündigend. Hingegen war ihm Corneille das Höchste, und als er später mit Voltaire verkehrte, fühlte er dicht neben sich diese „eleganteste und polierteste“ Kunst wieder neuerstanden. Während des Siebenjährigen Krieges hatte er einige Begegnungen mit den Leipziger Professoren Gottsched und Gellert. Gottsched in seiner gedunsenen Nüchternheit imponierte ihm gar nicht. Gellert nannte er den „allervernünftigsten unter Deutschlands Gelehrten“, den "coulanten sächsischen Schwan". Damit der hinfällige Professor seine Gesundheit stärke, soll er ihm einen Schimmel geschenkt haben, auf dem der gute Gellert im Rosental spazieren ritt. Der Berliner „Sappho“ Anna Luise Karsch schenkte er bloß einige Taler. Mehr als diese Taler und den Schimmel hat er für die deutsche Dichtkunst nie ausgegeben. Die Karschin war kaum jene Taler, aber schon Gellert mehr als den Schimmel wert.

Was bedeutete jedoch ein Gellert mit seinen Fabeln gegen das, was nun im Morgenrot der friderizianischen Jugend emporstieg! Während seiner Kronprinzenjahre, während sein junger Genius gegen die väterliche Zucht knirschte, ward ein neues Dichtergeschlecht geboren, zumeist innerhalb der Grenzpfähle des preußischen Königreichs. Das alte Hofpoetentum geriet in die Rumpelkammer. Gottscheds „Regeln und Muster“ vermoderten. Neue Töne klangen auf. Die Ersten, die sich darin versuchten, waren noch nicht die Besten, aber sie waren fast Friedrichs Altersgenossen. Sein eigener Major Ewald v. Kleist war nur drei, der Halberstädter Gleim sieben Jahre jünger als er.

Beide ließen sich von Spätergeborenen, Stärkeren überholen, aber ihre dichterische Begeisterung für Friedrichs Taten übertraf kein späterer. Kleist, ein tapferer Mann und ein schüchterner Mensch, Haudegen im Feld und Schwärmer in Wald und Wiese, starb bei Kunersdorf für seinen König den Heldentod, hatte sich aber mit seiner Leier nur zaghaft hervorgetraut. „Warum“, hatte er gesagt, „bin ich kein Dichter? Warum ist mir der König zu groß?“ Kleist war Lessings Herzensfreund. Lessings Major Tellheim trägt in der schönen Seele manchen seiner Züge. Unter Lessings Einfluß ging Kleist vom Sang an den Frühling zum Heldengedicht der beiden Mazedonier "Cissides und Paches" über, worin er sein eigenes

---

<sup>1</sup> Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Morgen-Ausgabe, 24. Januar 1912, S. 9.  
Paul Schlenther (\* 1854, † 1916) war ein Theaterkritiker, Schriftsteller und Theaterdirektor.

Endschicksal verherrlicht: „Der Tod fürs Vaterland ist ewiger Verehrung wert. — Wie gerne sterb' ich ihn auch, den edlen Tod, wenn mein Verhängnis ruft. Ich, der ich dieses sang im Lärm des Krieges, als Friedrich selbst die Fahn' mit tapferer Hand ergriff." Aber wie Tellheim und Friedrich, liebte er nicht den Krieg des Krieges wegen, diente er nicht „wie ein Fleischerknecht". Mitten im Kampf übermannte ihn die Friedenssehnsucht: „Hört mich, ihr Fürsten, daß Gott euch höre! Gebt seine Sichel dem Schnitter, dem Pflüger die Rosse zurück! . . . Belohnt mit Ansehn und Ehre die, deren nächtliche Lampe den ganzen Erdkreis erleuchtet." Die gesteigerte Sprache dieser Empfindung, das erhöhte Gefühl dieses deutschen Ausdrucks verstand der König nicht. Er würdigte den Major, keineswegs den Dichter Ewald v. Kleist.

Auch Gleims nächtliche Lampe erleuchtete, unbemerkt vom König, bloß den Halberstädter Kreis. Wie Kleist vom jüngeren Lessing, so hing Gleim vom jüngeren Klopstock ab. Klopstock hatte vorgesungen: „Der Feind ist da! Die Schlacht beginnt! Wohlauf zum Sieg herbei! Es führt uns der beste Mann vom ganzen Vaterland." Gleim sang ihm populär seine "Kriegslieder von einem preußischen Grenadier" nach: „Viktoria, mit uns ist Gott!" "Erschalle, frohes Siegeslied" und andere. "Nach der Schlacht bei Roßbach sah er, wie der König "nachtwachend seiner Völker Glück und Wohlfahrt überlegt, und Gnad' und Huld im scharfen Blick der großen Augen trägt". Klopstock konnte sagen, Gleimen triefe von Friederichs Preise die trunkene Lippe. Während des Krieges hatte Gleim gerufen: "Berlin sei Sparta", da er jedoch bemerkte, daß „die Musen in Berlin trotz der Bellona gedeihen", wünschte er durch Berlin Sparta mit Athen vereinigt. Aber als Männlein der Ruhe getröstete er sich: „Ich lebte gern in Frieden und liebte meinen Gott und meinen Friederich". Erst kurz bevor der König starb, als beide schon alt waren, wurde Vater Gleim endlich zur Audienz vorgelassen. Der alte Fritz stellte an ihn die kindische Verlegenheitsfrage, wer größer sei, Wieland oder Klopstock.

Das Schicksal, vom Könige verkannt zu sein, ertrug der feierliche Klopstock, der Sohn eines begeisterten Friedrichverehrerers, von allen am ungehaltensten. Freilich blieb auch kein anderer so unbeachtet wie der Messiasdichter. So undeutsch, wie möglich, hatte man die Protektion Voltaires angerufen. Aber auch für den König galt Voltaires schnöder Witz, ein neuer Messias sei nicht nötig, da schon den alten niemand lese. Als Statthalter der deutschen Poesie und evangelischen Religion war Klopstock verblendet genug, in jenem schönen Kriegsliede nachher den preußischen König förmlich abzusetzen: „Der beste Mann vom ganzen Vaterland durfte nicht länger Friedrich der Große sein, sondern mußte Heinrich der Vogler werden. Klopstock war ein Sänger, der mit dem König gehen wollte. Wirklich fand er einen König Friedrich, der sich großherzig seiner annahm. Aber nicht in Berlin, sondern in Kopenhagen. Es war derselbe Friedrich V. von Dänemark, der Schiller half. Doch Klopstocks Vaterstadt Quedlinburg lag nicht in Dänemark, sondern in Preußen und, was für Klopstock noch mehr bedeutete, in Deutschland. Weil er seinen lebenden Heldenkönig nicht mehr feiern konnte oder wollte, tat er sich als urdeutscher Barde auf und bedichtete nach dem Siebenjährigen Kriege Hermann den Cherusker. Nicht dem Preußenkönig widmete er diese „Bardiete", sondern dem Sohn und Thronfolger der Kaiserin Maria Theresia. In seiner Zueignung hieß es: „Der Kaiser liebt sein Vaterland - nicht aber Friedrich! Und Deutschland war doch auch sein Vaterland! Kaiser Josef II., taktvoller als der Barde, strich diesen Satz. Klopstock wünschte auch, sein „Hermann" werde auf der Roßtrappe unter freiem Himmel vor preußischen Bataillonen aufgeführt. Auch das erfüllte sich nicht. Derselbe König, der seinen Grenadiere bei Torgau zurief: „Racker, wollt ihr denn ewig leben", war in diesem Fall gegen seine Bataillone von landesväterlicher Rücksicht.

Viel geringere Odendichter als Klopstock glotzten im starren Verlangen, mäzenatisch behandelt zu werden, auf Sanssouci. In Berlin selbst war es der Kadettenschulmeister Ramler und seine Zunft. Kahl, kalt, holzbeinig stolzierten sie in geschmacklosen Uebertreibungen der Schmeichelei und Untertänigkeit vor den festverschlossenen Pforten des großen Königs einher. "Glücklich der Barde," seufzt Ramler, „der unverdächtig dein Lob in sein Saitenspiel singt! Der nicht den Feldherrn allein, der auch den fröhlichsten Weisen singt, in der Kunst jeder Kamöne groß! — Götter! Wäre doch ich dieser beneidete Barde!" Zu diesen Barden gehörte auch die Karschin, deren Taler das einzige waren, wodurch sich der König revanchierte. Solchen skandierenden Stelzbeinen gegenüber blieb er im Recht. Wenn er vor seinen Windspielen, diesen Schöngestirnen des Hundegeschlechts, die Flöte blies, so fand er poetischeres Vergnügen.

Und doch wollte er aus seiner Hauptstadt einen Tempel der großen Männer machen. Nach einem Franzosen sollten Lessing oder Winckelmann Direktor der königlichen Bibliothek werden: aber der Sieger von Roßbach und Leuthen erklärte, für einen Deutschen sei das Gehalt zu hoch. Winckelmann blieb in Italien, und Lessing ging nach Hamburg zum Theater.

Der blauäugige Lessing und der blauäugige Friedrich — nie gab es ein gleicheres Paar — verbanden sich nicht, obgleich sich ihre Wege kreuzten. Lessing freilich stand an Friedrichs Weg nie als schmarotzender Bettler, als buckelnder Beter, sondern als fester, aufrechter Mann mit dem stolzen Willen, nicht bloß Reichtum zu empfangen, sondern auch Reichtum zu geben. „Ein König," sagte er, „mag immerhin über mich herrschen: er sei mächtiger, aber besser dünke er sich nicht." Zuerst kam Lessing als Voltaires Schreibergesell und Tischgenosse ins alte Berliner Königsschloß. Daraus entstand jener Manuskriptenskandal, der an Lessings Namen im Gedächtnis des Königs etwas von Verleumdung hängte. Das zweitemal kam Lessing als Tauentziens Breslauer Kriegssekretär in Friedrichs Nähe. Voltaire wünschte, Tauentzien erreichte keine Beziehung zum König. Der Sachse Lessing, der wie Gleim im preußischen Sparta auch ein Athen gesucht hatte, ging für immer in die Kleinstaaten.

Seine großen Berliner Leistungen waren die „Literaturbriefe" und „Minna von Barnhelm". Von den „Literaturbriefen" sagt schon Gervinus, daß ihre literarische Wirksamkeit den politischen Erscheinungen des Siebenjährigen Krieges gleich. „Minna", nächst Schlesien der greifbarste Gewinn des Siebenjährigen Krieges, erschien 1767. Bereits zehn Jahre früher in Leipzig sprach der Dichter die Gesinnung dieses Werkes aus: „Wie froh werde ich sein, wenn ich wieder in Berlin bin, wo ich nicht länger nötig haben werde, es meinen Bekannten nur ins Ohr zu sagen, daß der König von Preußen dennoch ein großer König ist." Der Gegensatz zwischen Sachsen und Preußen, der durch sein Lustspiel zieht, lag dem Sachsen Lessing, der gern ein Preuße geworden wäre, tief im Blute. Auch die preußischen Kameraden wünschten ihn sich zu ihresgleichen. Kleist hatte die Pflicht Preußens, für Lessing zu sorgen, empfunden. Gleim sang ihn an: „Als der erhabne Friederich bei Roßbach Sieger war, da warest du, da war auch ich bei seiner Heldenschar." Und Lessing ermahnte den Halberstädter: „Singe ihm, deinem König! deinem tapfern, doch menschlichen, deinem schlaunen, doch edel denkenden Friedrich." So wenig ihm Gleims Weichlichkeit sonst zusagen konnte, so rühmte er doch an ihm „die heroischen Gesinnungen, den Geiz noch Gefahren", die Gleim nicht erst von Tyrtaios zu lernen brauche, da sie einem Preußen ebenso natürlich seien als einem Spartaner. Das Bild der spartanisch-preußischen Tugend und Jugend suchte Lessing in seinem Philotas zu beleben. In Friedrich sah er Apoll und Mars vereint. „Wer kennt ihn nicht." schrieb er unter das Bildnis des Königs, „die hohe Stirn spricht dem Denkenden. Der Denkende allein kann Philosoph, kann

Held, kann beides sein."

Wohl mag ihm damals von einer Begegnung in Sanssouci geträumt haben, bei der er vor dem Könige so stand, wie Nathan vor Saladin. Und auch zu diesem Nathan hätte dieser Saladin gesagt. „Herrlich! Herrlich! . . . sei mein Freund!" Wie Nathan blieb sich Lessing der eigenen Würde bewußt. „Unser Regent," sagt er, „ernährt eine Menge schöner Geister und braucht sie des Abends, wenn er sich von den Sorgen des Staates durch Schwänke erholen will, zu seinen lustigen Räten. Nimmermehr werde ich mich fähig fühlen, eine so niedrige Rolle zu spielen." Lessing, der Mannhafteste unserer Literatur, hätte in Sanssouci nichts sein können oder das, was Goethe nachmals in Weimar wurde.

In den Zeitvertreib des pflichtgetreuesten der Könige mochte sich der Mann, dem die Kunst kein Zeitvertreib, sondern ein heiliger Beruf war, nicht eindrängen, und er entsagte mit den Worten Minna v. Barnhelms: „Der König kann nicht alle verdienten Männer kennen, und wenn er sie auch alle kannte, so kann er sie nicht alle belohnen." Dieser Gedanke lag ihm so fest im Sinn, daß er dieselben Worte vom schäbigen Wirt noch einmal travestieren läßt. Seine sächsische Landsmännin Minna sagt über den „großen, auch wohl guten Mann": „Aber er ist nicht mein König."

Das mußte Lessing auch zu sich selbst sagen, als er Preußen verließ. Das mußte er von demselben Könige sagen, der die Triebfeder seines Meisterwerkes war. In einem unmutigen Augenblick wollte er es nicht zugeben, daß dieser Hohenzoller um die deutsche Poesie seiner Zeit mehr Verdienst habe als einst die Hohenstaufen um die damalige, und im voraus höhnte er den künftigen Schmeichler, der diese Epoche der deutschen Literatur die Epoche Friedrichs des Großen nennen werde. Der erste Schmeichler, der das, unbekümmert um Lessings Hohn, tat, war Goethe. Goethe hatte den Siebenjährigen Krieg als Knabe im Elternhause erlebt. Der junge Frankfurter Freistädter war, wenn nicht preußisch, so doch „fritzisch" gesonnen. Bald kamen Goethes Erstlinge „Götz" und „Werther". „Götz", den auch Lessing nicht mehr billigte, war Friedrich dem Großen nichts als „eine abscheuliche Nachahmung der Shakespeareschen Stücke, eine Fülle „abgeschmackter Plattheiten. Daraufhin mag er den „Werther" gar nicht mehr gelesen haben, denselben „Werther", den ein Menschenalter später Napoleon in seinen Kriegszeiten mit Entzücken wieder und wieder las. Hätte ihn Friedrich gelesen, so hätte er ihn verspottet wie sein Berliner Untertan Nicolai. Nur mit mehr Humor und Esprit.

Der Dichter des „Werther" aber blieb fritzisch gesonnen und ließ sich's auch nicht anfechten, als sein Weimarer Herzog Karl August den "französisch-exotischen Geschmack des deutsch-französischen" Oheims heftig schalt. Goethe schrieb in seine Sprüche: „Daß Friedrich der Große gar nichts von ihnen wissen wollte, das verdroß die Deutschen doch, und sie taten das möglichste, als etwas vor ihm zu erscheinen." Da der Staat Friedrichs des Großen zertrümmert war und zu seinem Wiederaufbau das Volk in Bewegung kam, stand Goethe diesem nationalen Streben nicht näher, als Friedrich einst den dichterischen Trieben seiner Zeit. In dieser Stimmung schrieb Goethe Erinnerungen aus seinem Leben, und hier hat er in knappen starken Sätzen kanonisch festgeflockt, was von der literarischen Bedeutung unseres großen Preußenkönigs zu halten ist. Ihm sprachen dann alle Literarhistoriker nach, von denen Hettner und Scherer wirklich unsere große neuere Dichterepoche das Zeitalter Friedrichs des Großen nannten. Goethe neckt sich selbst als den weichlich zarten, empfindsam tändelnden „Schäfer an der Pleiße", da „durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges der erste

wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie gekommen sei. Und nun ist es Goethe, der neben Friedrich keinen anderen als Lessing stellt, dessen „Minna“ schon er „die wahrste Ausgeburt des Siebenjährigen Krieges“ nennt, die „erste, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion von spezifisch temporärem Gehalt“. Kein früherer als Goethe besaß die Einsicht, jene beiden blauäugigen Genien für die Nachwelt so eng aneinander zu schließen, wie sie bei Lebzeiten zueinander gehört hätten.

Noch in seiner letzten Lebenszeit beschäftigte den alten Fritz die Entwicklung und Zukunft der deutschen Literatur. Voller Hoffnung und irrend wie bisher sah er in dieser Zukunft seines Ideales endlich einen deutschen Corneille, einen deutschen Racine aufkommen. Nur die große Gegenwart, die Dichter der Iphigenie und des Don Carlos, sah und erkannte er nicht. Wir aber lernen an diesem klassischen Beispiel einer grandiosen Verblendung: Nicht der Geschmack der Mächtigen dieser Erde, sondern ihre Tat entbindet eine große Kunst!

Friedrichs große Tat besaß solche Kraft. Aber für seine Verachtung deutscher Dichter haben sich diese doch gerächt. Er ist nicht wie die shakespearischen Könige durch ein großes Dichterwerk verewigt worden. Die Gestalt des großen Kurfürsten lebte bei Heinrich v. Kleist wieder auf. Mit der Gestaltung des großen Königs hat sich noch kein des Malers Menzel ebenbürtiger Dichter befaßt. Schon früh trug sich Schiller mit der Idee eines Heldenepos über denselben Friedrich, dessen Kronprinzenqual ins Carlosdrama hineinspukt. Schiller verzichtete, weil „dieser Charakter ihn nicht genug begeisterte, die Riesenarbeit der Idealisierung an ihm vorzunehmen“. Als ob es dieser Riesenarbeit bedurft hätte! Realistisch, wie sich's gebührte, ihn zu fassen, wären auf Menzelschem Niveau Willibald Alexis, der Textdichter des „Fridericus rex“, und besonders Theodor Fontane fähig gewesen. Aber selbst in seinen Prachtballaden beschäftigt sich Fontane weniger mit dem alten Fritz als mit den Generalen Seydlitz, Schwerin, Keith, Zieten: „Sie kamen nie alleine, der Zieten und der Fritz, der Donner war der eine, der andre war der Blitz.“ Nur aus solchen Kernworten, aus Gassenhauern und Volksliedern quillt die Poesie des großen Friedrich und des alten Fritz.